

1.3 Emotionspsychologische Gegenstandsbestimmungen

Die voranstehenden Überlegungen (in den Kapiteln 1.1 und 1.2) sollten, wie erinnerlich, klären helfen, was sich überhaupt angemessen unter dem Begriff »Gefühl« behandeln läßt. Die dort geleisteten Differenzierungen, aber auch die eher tastenden Versuche einer Abgrenzung von anderen, »benachbarten« Konzepten wie »Motivation« oder »Kognition« dienten dem Zweck, die Sensibilität für das interessierende Phänomen zu erhöhen, aber auch, eine Begrifflichkeit zu liefern, die im folgenden die vergleichende Behandlung und Diskussion unterschiedlicher Emotionstheorien wenn nicht gar erst gestattet, dann jedenfalls erheblich erleichtert. Das so gewonnene und bearbeitete Verständnis dessen, was uns interessiert, soll nun im nächsten Schritt den Blick in die emotionspsychologische Fachliteratur lenken helfen, die wir auf *ihre* Vorschläge hin sichten wollen, auf die dort zu findenden Konzeptionen von »Gefühl« – einem »Gefühl«, das nunmehr nicht zufällig als »Emotion« in Erscheinung tritt. Zumindest zwei Wege sind hierbei denkbar: Es lassen sich zum einen unterschiedlichste Arbeiten auf den ihnen zugrundegelegten Begriff der Emotion (bzw. des Gefühls) hin betrachten, zum anderen kommen Arbeiten in Frage, die unter Absehung von einer ganz konkreten Emotionstheorie und unter Berücksichtigung der Merkmale möglichst vieler solcher Theorien eigenständige und sozusagen »metatheoretische« Versuche der Bestimmung des Emotionsbegriffes vornehmen. Beide Wege seien exemplarisch beschritten.

1.3.1 Emotionsdefinitionen

Die mühselige – und eher eine klärende Bestandsaufnahme leistende als einen innovativen Beitrag versprechende – Arbeit, eine Vielzahl von Studien und einführenden Arbeiten daraufhin durchzusehen, welches Konzept der Emotion sie jeweils zugrundelegen, läßt sich glücklicherweise umgehen. Stattdessen kann auf eine vielzitierte Arbeit von Kleinginna und Kleinginna (1981) verwiesen werden; obzwar keine neue Arbeit, spiegelt sie immer noch die Vielfalt unterschiedlicher Begriffsbestimmungen, wie sie in den (vorwiegend) psychologischen Arbeiten zum Gefühl anzutreffen ist, wider. Eine Berücksichtigung auch der emotionspsychologischen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre würde das von Kleinginna und Kleinginna gezeichnete Bild nicht bis zur Unkenntlichkeit, sondern lediglich in einigen Proportionen und Tönungen verändern. Als Basis einer Auseinandersetzung mit dem Emotionsbegriff in der Emotionspsychologie ist der Text von Kleinginna und Kleinginna daher nach wie vor geeignet. (Dies

gilt natürlich insbesondere für eine emotionspsychologische Arbeit mit psychologiegeschichtlichem Schwerpunkt.)

Die Autoren werten unterschiedlichste Texte aus und präsentieren insgesamt rund 100 Definitionen – genauer 92 Definitionen und 9 »sceptical statements«, also »Nicht-Definitionen« –, die in unterschiedlichen Gruppen zusammengefaßt werden. Bei der Zusammenstellung dieser Liste bedienen sie sich vorangegangener Listen von Fantino (1973, S. 282 f.) und Plutchik (1980, S. 81 ff.), deren Sammlungen sie aktualisieren und erweitern. Die Textstellen stammen vor allem aus psychologischen Wörterbüchern und verbreiteten Texten über Emotionen, Motivation, aus dem Bereich der physiologischen Psychologie und aus Einführungen in die Psychologie (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 347). Für die Auswertungen werden zudem Quellen aus der Zeit bis 1970 von späteren Quellen unterschieden (vgl. ebd., S. 348; von den berücksichtigten 101 Definitionen stammen 38 aus Quellen bis 1970 und 63 aus späteren Quellen). Die interpretative Analyse der 101 Belegstellen, die sich vollständig im Anhang des Aufsatzes befinden, führt zu elf verschiedenen inhaltlichen Kategorien.⁷⁴

Ehe die einzelnen von Kleinginna und Kleinginna gefundenen Kategorien aufgeführt werden, noch ein letzter Hinweis: Die meisten der 101 Belegstellen, die das empirische Material der Autoren bilden, werden nicht nur einer Kategorie zugeordnet. Vielmehr wird für jede Begriffsbestim-

74 Anzumerken ist hier jedoch eine methodische Schwachstelle der Analyse: Die Auswertung der Belegstellen, die zu den Kategorien erst führt, denen diese Belegstellen anschließend zugeordnet werden können, fand nämlich keineswegs auf einem methodischen Niveau statt, welches Anfang der 80er Jahre als »state of the art« im Kontext qualitativer Methoden zu bezeichnen gewesen wäre. (Und die Durch- und Untersuchung wissenschaftlicher Texte auf enthaltene Emotionsdefinitionen sowie deren kontrolliertes Verstehen und systematisierende Ordnung bedarf natürlich in genau der gleichen Weise qualitativer Methoden wie die Untersuchung von Interviewtranskripten und die Ordnung der dann jeweils interessierenden Funde.) Vielmehr wurden – wie die Autoren freimütig bekennen – die Kategorien »unsystematically through discussions among the authors and several colleagues« gefunden (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 347); die Zuordnung der Belegstellen nach demselben Verfahren getroffen. Die methodische Schwäche, die ein solcherart unkontrolliertes Verfahren zur Folge hat, fällt immerhin nicht so ins Gewicht, wie sie könnte, da sich alle verwendeten Belegstellen im Anhang der Arbeit wiederfinden. Daß sich Kleinginna und Kleinginna darüber hinaus ausschließlich an den gefundenen Belegstellen selbst orientiert haben und nicht an anderen theoretischen Aussagen derselben Autoren bzw. ihren Modellen insgesamt, scheint dagegen aus arbeitsökonomischen Gründen vertretbar. Und schließlich: Ein hinreichendes Geschick derjenigen Autoren, auf deren Belegstellen sich Kleinginna und Kleinginna beziehen, ihre Positionen in den Begriffsbestimmungen mit ausreichender Unmißverständlichkeit darzulegen, darf wohl vorausgesetzt werden.

mung eine Kernaussage, ein Schwerpunkt oder ein wichtigster Aspekt identifiziert, nach dem die Begriffsbestimmung der entsprechenden Kategorie untergeordnet wird. Gleichzeitig können in derselben Begriffsbestimmung auch andere Aspekte angesprochen sein, die dazu führen, daß sie zusätzlich in anderen Kategorien gezählt wird. Wie oft ein bestimmter Aspekt, eine Kategorie – beispielsweise der »affektive Charakter« der Emotion, daß eine Emotion sich also in irgendeiner Weise anfühlt – als wesentliches, unverzichtbares (oder, in Einzelfällen, auch einziges) Merkmal einer Definition angeführt wird, wie oft es dagegen ergänzend neben einem anderen, wesentlichen Merkmal herangezogen wird, dies bleibt in einer Tabelle ersichtlich, in der die Ergebnisse im Überblick zusammengefaßt werden (vgl. Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 354). Und nun zu den Kategorien im einzelnen:

1. Der Kategorie »affective« rechnen die Autoren eine Definition dann zu, wenn sie die Wahrnehmung einer Erregung bzw. das Vorhandensein von Lust- oder Unlustgefühlen (»feelings of arousal level and pleasure/displeasure«, Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 349) in den Mittelpunkt stellt. Wir erkennen in dieser Kategorie dasjenige wieder, was wir im vorangegangenen als »Erlebensaspekt« des Gefühls bezeichnet haben und was u. E. im Mittelpunkt gerade auch einer alltagsweltlichen Vorstellung vom Gefühl steht. Dieser Aspekt wird denn auch häufiger genannt als irgendein anderer Einzelaspekt (in 47% [18/38] der Bestimmungen vor 1970, und in 78% [49/63] der Bestimmungen seit 1970). (Beispiel: »There are two primary dimensions of emotions: (1) the qualitative dimension of *pleasant-unpleasant* and (2) the quantitative dimension of *intensity*«, Bourne & Ekstrand 1982, S. 258.)

2. Als »cognitive« gilt eine Definition dann, wenn sie Prozesse der bewertenden Wahrnehmung oder des Denkens, insbesondere solche der Bewertung von Ereignissen und/oder der Etikettierung (»labeling«) des entsprechenden emotionalen Prozesses in den Mittelpunkt stellt. »A cognitive approach to emotion assumes that when appropriate arousal occurs, individuals may engage in various types of cognitive-emotional activity: sensing emotional stimuli and responses, appraisal of the sensed experience, labeling the emotion, emotional memory searches, planning or eliciting control mechanisms to deal with the emotional situation, or other cognitive activities triggered by that situation« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 350). Ein kognitiver Aspekt wird in rund der Hälfte aller Begriffsbestimmungen angeführt (51 von 101), davon jedoch nur viermal als wesentlicher, hauptsächlicher Aspekt, ansonsten als ergänzende Komponente. (Beispiel: »Emotional experiences can be qualitatively very different. It is surprising, then, to find that the physiological conditions underlying these experiences are pretty much the same, and that cognitive factors such as the

label we apply to the state determine the quality of an emotion«, Kimble, Garnezy & Zigler 1980, S. 349.)

3. Auf »external emotional stimuli« rekurriert eine Emotionsdefinition dann, wenn sie betont, daß Emotionen von außen verursacht werden (im Unterschied zur Motivation, die hier vor allem von inneren Ursachen aus gedacht wird). (Kleinginna und Kleinginna merken zwar an, daß diese Unterscheidung zwischen von außen verursachten Emotionen und von innen gespeister Motivation nicht besonders trennscharf ist – dennoch versammeln sie hier Definitionen, die den Zusammenhang von Gefühl und äußeren Reizen betonen.) Insgesamt zählen sie 27 (von 101) Nennungen, in der Regel (24mal) jedoch als ergänzendes Merkmal und nicht als hauptsächlich, wesentlicher Aspekt der Emotion. (Beispiel: »The characteristics of emotion may be summarized in the following way: 1. Emotions are generally aroused by external stimuli. 2. Emotional expression is typically directed toward the particular stimulus in the environment by which it has been aroused. [...]«, Plutchik 1980, S. 362.)

4. Eine Emotionsdefinition wird von Kleinginna und Kleinginna dann als »physiological« betrachtet, wenn sie auf die biologische Grundlage, das physiologische Korrelat von Emotionen abhebt. »The philosophical *Zeitgeist* [deutsch im Original, A. K.] in psychology today is that *all* activities of organisms must have a biological substrate« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 350 f., Hervorhebung im Original).⁷⁵ Insgesamt 66 Emotionsdefinitionen beinhalten den Verweis auf physiologische Aspekte, mehrheitlich (59mal) als ergänzende Komponente. (Beispiel: »An emotion is an hereditary ›pattern-reaction‹ involving profound changes of the bodily mechanism as a whole, but particularly of the visceral and glandular systems«, Watson 1924, S. 215.)

5. »Emotional/expressive behavior« ist dann Bestandteil einer Emotionsdefinition, wenn diese äußerlich beobachtbares, emotionales »Antwortverhalten« betont. Hier ist nicht ganz klar, ob Kleinginna und Kleinginna lediglich Ausdrucksverhalten oder jede mögliche Form des Verhaltens zu dieser Kategorie zählen – in letzterem Fall verliert sie ihre Trennschärfe im Hinblick auf die Kategorie »Motivation« (bzw. durch Emotion motiviertes Verhalten; vgl. unten, 10. Kategorie).⁷⁶ In der näheren Be-

75 Entspricht dies auch zur Jahrtausendwende noch dem *Zeitgeist*? Vermutlich mehr denn je... – Wie auch immer, eine physiologische Basis anzuerkennen fällt nicht schwer, schwerer fällt es schon, sich von einer auch noch so genauen Kenntnis dieser physiologischen Grundlage eine Hilfe zur Orientierung in der Welt zu versprechen.

76 Ganz zu schweigen von den Problemen, die sich durch die Zirkularität einer solchen Bestimmung eröffnen: Eine Emotion wird bestimmt als etwas, das emotionales Verhalten zur Folge hat; emotionales Verhalten wiederum ist eine Teilmenge des Verhaltens, nämlich solches Verhalten, welches auf eine Emo-

schreibung der Kategorie (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 351) entsteht zwar der Eindruck, die Autoren meinten ausschließlich Ausdrucksverhalten. »These responses may include certain changes in surface skeletal muscles, breathing, vocal or other sound-producing structures, hair, surface capillaries, or exocrine gland secretions« (ebd.). Insgesamt identifizieren die Autoren 45 Belegstellen für diese Kategorie, ganz überwiegend (43mal) als ergänzende Komponente einer Emotionsdefinition. Während also bei der Erläuterung der Kategorie eine Beschränkung auf das Ausdrucksverhalten vorzuliegen scheint, wird bei einer Sichtung der Beispiele deutlich, daß nicht alle allein vom Ausdrucksverhalten reden, sondern häufig auch Verhalten ganz allgemein angesprochen ist – mit den oben skizzierten Problemen. (Beispiel für Ausdrucksverhalten: »Wenn Handlungen aller möglichen Art regelmässig irgend einen Seelenzustand begleiten, so werden sie sofort als ausdrucksgebend erkannt. Dieselben können aus Bewegungen jedweden Theils des Körpers bestehen: so finden wir das Wedeln mit dem Schwanze beim Hunde, das Zucken mit den Schultern beim Menschen, ferner das Sträuben der Haare, die Absonderung von Schweiß, einen veränderten Zustand der Capillargefäße, beschwerliches Athmen und den Gebrauch der Stimmorgane und anderer lauterzeugender Werkzeuge«, Darwin 1872, S. 358 f.; Beispiel für einen weiteren Verhaltensbegriff: »Emotion[:] perceived states (feelings) which give rise to nonrational adaptive reactions (approach or avoidance)«, Brown 1976, S. 370 [Glossar].)

6. Die sechste und die folgende Kategorie beziehen sich auf die Funktionalität von Emotionen, erst in negativer, dann in positiver Ausprägung. Als »disruptive« wird eine Emotionsdefinition dann betrachtet, wenn sie Emotionen vor allem als ein Geschehen begreift, das etwas »zertrümmert«, »zerreißt« oder »auflöst« – und zwar das situationsangemessene Handeln einer Person. Daß Gefühle einen solchen desorganisierenden und dysfunktionalen Aspekt haben *können*, darauf verweist etwa die Alltagssprachliche Rede, nach der man »vor Angst erstarrt« oder »vor Wut außer sich gerät«. Mit insgesamt acht (von 101 möglichen) Nennungen spielt diese Kategorie jedoch eine untergeordnete Rolle. (Beispiel: »In the disruptive state called emotional the victim can be said, in one sense, ›not to know what to do‹«, Howard 1928, S. 143.)

7. Als »adaptive« erscheinen Emotionen demgegenüber in solchen Definitionen, die ihren Einfluß auf unterschiedlichste menschliche »Funktionsbereiche«, vor allem das Handeln, insbesondere dann im Auge haben,

tion folgt. Da man einem Verhalten nicht ansieht, ob es auf irgendetwas folgt oder nicht, und wenn ja, worauf, und da man sich bekanntermaßen nicht nicht verhalten kann, wird so potentiell alles zur Emotion.

wenn dieser »gelingt«, also ein situationsangemessenes Handeln beziehungsweise Verhalten erst ermöglicht oder die Situationsangemessenheit des Handelns bzw. Verhaltens erhöht. Um noch einmal auf das Beispiel der Angst zurückzugreifen: Das Beispiel desjenigen, der nicht vor Angst erstarrt, sondern in panischer Hast davonläuft – oder das Beispiel dessen, der davonläuft, nachdem er seine Erstarrung überwunden hat –, kann herangezogen werden, um zu illustrieren, was mit einem adaptiven Emotionsbegriff gemeint ist. (Kleinginna und Kleinginna lassen offen, wie das Verhältnis zwischen den organisierenden und den wie eben unter sechstens skizzierten desorganisierenden Folgen von Emotionen beschaffen ist, spekulieren aber – konform mit unserem Beispiel der Angst – darüber, daß eine emotionale Reaktion möglicherweise häufiger zunächst dysfunktional sei, und sich dann in Richtung auf Funktionalität hin wandle [1981, S. 351].) Mit insgesamt 16 Nennungen, von denen lediglich zwei die Adaptivität als das wesentliche Kriterium der Emotion auffassen, gehört diese Kategorie ebenfalls nicht zu den wichtigeren in der Übersicht von Kleinginna und Kleinginna. (Beispiel: »The emotion is the preparatory signal that prepares the organism for emergency behavior. [...] The goal of this behavior is to restore the organism to safety«, Rado 1969, S. 27.)

8. Die folgende Kategorie, die Kleinginna und Kleinginna »multiaspect category« nennen, versammelt nun Emotionsdefinitionen, die betonen, daß sich Emotionen aus unterschiedlichen Komponenten zusammensetzen; mit insgesamt 33 Nennungen – davon alleine 27 seit 1970 als wesentliches Charakteristikum – gehört diese Kategorie zu den wichtigeren der von Kleinginna und Kleinginna (vgl. 1981, S. 354) gefundenen (und darüber hinaus zu den »modernen«). Zu beachten ist dabei natürlich, daß sie sich nicht auf demselben »logischen Niveau« wie die vorangegangenen Kategorien befindet: Während diese auf das eine oder andere *inhaltliche* Merkmal der zugrundeliegenden Emotionsdefinitionen zurückgriffen, also bspw. auf deren Betonung des Erlebenscharakters von Emotionen oder ihrer kognitiven Komponente, rekurriert die vorliegende Kategorie auf ein von konkreten Inhalten unabhängiges, quasi übergeordnetes Merkmal, nämlich wie gesagt auf die Tatsache, daß die zugrundeliegende Emotionsdefinition *unterschiedliche* Komponenten der Emotion annimmt. Wann eine bestimmte Emotionsdefinition von Kleinginna und Kleinginna bspw. vor allem als »affektiv« und darüber hinaus, nehmen wir an, als »kognitiv« und »physiologisch« kategorisiert worden ist, wann sie also als eine *wesentliche* Nennung unter Kategorie eins und *ergänzende* Nennungen in den Kategorien zwei und vier subsumiert worden ist – und wann sie demgegenüber zu einer *wesentlichen* Nennung in der Kategorie acht (»multiaspect«) und *ergänzenden* Nennungen in den anderen genannten Kategorien führt, wird dabei nicht recht klar. In Frage kommen hierfür unterschiedliche Kriterien: a) Es

liegen unterschiedliche Komponenten oder Aspekte in der betreffenden Emotionsdefinition vor, ohne daß gesagt werden könnte, welcher dieser Aspekte vorrangig ist. b) Die Emotionsdefinition nennt nicht nur zwei oder drei Aspekte, sondern eine vorgegebene Mindestanzahl von meinetwegen vier oder fünf. (Die meisten der von Kleinginna und Kleinginna gegebenen Beispiele [vgl. 1981, S. 368 ff.] für die Kategorie »multiaspect« werden – neben ihrer Einordnung in diese inhaltlich unspezifische Kategorie – zumindest in vier weitere, inhaltlich spezifizierte Kategorien eingeordnet.) c) Es wird eine oder es werden mehrere Schlüsselkategorien festgesetzt, die vorliegen müssen, damit von einer »Mehrkomponenten-Definition« der Emotionen gesprochen werden kann. – Welches dieser Kriterien nun für eine kritische Entscheidung zwischen der Einordnung einer Emotionsdefinition unter die Kategorien eins, zwei und x oder die Kategorien acht, eins, zwei und x von Kleinginna und Kleinginna zugrundegelegt werden, ob ein anderes Kriterium verwendet worden ist, oder ob sie sich ohnehin nur irgendwie »durchwurschtelten«, das bleibt leider im Dunkeln. Dieser kleinen Schwäche in der Methode zum Trotz lohnt ein Blick auf die in der vorliegenden Kategorie versammelten Definitionen.

Die Komponenten, die Kleinginna und Kleinginna bei diesen Definitionen am häufigsten vorfanden, sind der affektive, kognitive und physiologische Aspekt der Emotionen sowie das emotionale bzw. Ausdrucksverhalten als Bestandteil der Emotion (letzteres mit der oben bereits bemängelten Unschärfe zwischen durch Emotionen verursachten Verhaltensweisen und Ausdrucksverhalten im engeren Sinn des Wortes; vgl. 1981, S. 352). Die Autoren sehen die hier versammelten Definitionen am nächsten zu ihren eigenen Auffassungen, bemängeln jedoch, daß die meisten Definitionen, die Emotionen an unterschiedliche Aspekte oder Komponenten rückbinden, sich nicht in einer ausreichenden Weise um die Abgrenzung der Emotionen von anderen basalen psychologischen Prozessen oder Funktionsbereichen bemühen. So finden wir viele der angeführten Charakteristika einer Emotion – etwa, daß sie durch äußere Reize ausgelöst wird, daß sie an physiologische Prozesse gebunden ist, daß vermittelnde kognitive Prozesse eine Rolle spielen, daß sie Auswirkungen bzw. Resultate im Bereich des Verhaltens bzw. der Handlung hat usw. – nicht nur bei Emotionen, sondern bei anderen psychischen Prozessen wie etwa dem Lernen oder der Motivation. Kleinginna und Kleinginna plädieren in der Folge nicht nur für verstärkte Abgrenzungsbemühungen, sondern auch für die Entwicklung einer Begrifflichkeit, die die einzelnen Komponenten einer Emotion genauer zu beschreiben in der Lage ist – auch dann, wenn diese Komponenten mehr oder

minder regelmäßig in Kombination miteinander auftreten.⁷⁷ (Ich werde auf diesen Punkt bei der abschließenden Diskussion dessen, was wir unter Gefühl verstehen wollen, zurückkommen, vgl. Kapitel 1.4. Zwei Beispiele für solche »Mehrkomponenten-Definitionen«: Emotion »has four aspects. (i) *Cognition*: a situation must be perceived, related to past experiences, and evaluated. [...] (ii) *Expression*: Emotion is expressed outwardly in the form of somatic and autonomic activities – facial expression, lacrimation, vocalization, hair standing erect, flushing or paling, laughter, fighting or flight. [...] (iii) *Experience* is sometimes called the ›inward aspect of emotion.‹ On an introspective basis, psychologists once divided emotion into two categories, those accompanied by pleasant *affect* and those which are unpleasant. [...] (iv) *Excitement*: It is a matter of common experience, that when we experience certain emotions we look and feel excited«, Ruch 1961, S. 483 f.; »Emotion encompasses overt behaviors, expressed feelings, and changes in internal body states«, Isaacson, Douglas, Lubar & Schmaltz 1971, S. 216.)

9. Ebenfalls weniger ein konkretes inhaltliches Merkmal als vielmehr die übergeordnete »Architektur« einer Emotionsdefinition zum Ausgangspunkt hat die als »restrictive« bezeichnete Kategorie. Hier versammeln Kleinginna und Kleinginna solche Emotionsdefinitionen, die sich vor allem bemühen, das Konzept der Emotion von anderen, verwandten psychologischen Konzepten abzugrenzen, vor allem etwa demjenigen des Affekts oder affektiver Prozesse oder dem Konzept der Motivation. Insgesamt finden sich in dem Material 19 Belegstellen, die dieser Kategorie subsumiert werden. (Beispiel: »However, an analysis of the concept ›emotional experience‹ clearly shows that at least three subordinate concepts have to be distinguished: moods, feelings, and emotions. [...] Moods are background experiences of a diffuse nature. [...] By feelings is meant the emotional coloring of conscious contents. [...] Since they [the emotions, A. K.] are figure, not ground, such well defined affective experiences of grief over the death of a family member, anger at something or somebody, should be called *emotions*, as distinguished from feelings. [...] Emotion also is different in having an object reference«, Ewert 1970, S. 233 ff.).

10. Nicht der Versuch einer Abgrenzung von irgendwelchen anderen psychologischen Konzepten, sondern das Ausloten möglicher Überschneidungen und Überlappungen zu einem ganz bestimmten Konzept, nämlich dem der Motivation, liegt der folgenden, »motivational« genannten Katego-

77 So schlagen sie etwa vor, zwischen »strongly or weakly motivating emotion, highly-cognitive or low-cognitive emotion, externally or internally triggered emotion« zu unterscheiden (S. 352).

rie, zugrunde.⁷⁸ Im einzelnen werden die Berührungspunkte zwischen Emotionen und Motivationen ganz unterschiedlich gedacht: Beispielsweise so, daß Emotionen als primäre Motive aufgefaßt werden, oder aber so, daß Emotionen ein Motivsystem sozusagen mit Energie versorgen oder antreiben (vgl. hier auch die knapp skizzierten Auffassungen zur Entwicklung der Motive in Kapitel 1.2.4, S. 80 ff.). Insgesamt rechnen Kleinginna und Kleinginna 38 Emotionsdefinitionen zu dieser Kategorie. (Ein [recht radikales] Beispiel: »On the other hand, motivational states that are not always accompanied by obvious external stimuli have names like ›fear‹ and ›anger‹. We call these states (which we are aware of mainly through introspection) ›emotions,‹ rather than ›sensations,‹ though the difference is apparently not in the state but in the way in which it is elicited. [...] the special name ›emotion‹ has been given to some motivational states«, Milner 1970, S. 297 f.)

11. Weniger Emotionsdefinitionen als vielmehr »Nicht-Definitionen« finden sich in dieser letzten, »sceptical statements« überschriebenen Kategorie. Insgesamt neun Nennungen fanden Kleinginna und Kleinginna, die den Wert des Konzeptes der Emotion insgesamt in Frage stellen. Auch hier seien mir zwei Beispiele gestattet; daß sich der Behaviorismus mit der programmatischen Konzentration auf beobachtbares Verhalten kaum mit Emotionen anfreunden kann, liegt so klar auf der Hand, daß auf die ent-

78 Wie erinnerlich habe ich mich in Kapitel 1.2.4 für eine Abgrenzung von Emotion und Motivation ausgesprochen. Die Rede vom »motivierenden Charakter« der Emotion, nicht zuletzt wohl bedingt durch die zeitweilig große Verbreitung und den Erfolg der Motivationsforschung, sollte allenfalls metaphorisch verstanden werden; sie scheint mir zentrale Charakteristika des Motivationsbegriffes ohne Not zu opfern. Es hat den Anschein, als hätte sich hier, wie in anderen Bereichen der Psychologie, eine diffuse, wenig spezifische, eher alltagssprachliche Verwendung des Wortes »Motivation« (und zusammengehöriger Konzepte) durchgesetzt, die nicht im Interesse der Motivationsforschung liegen kann. Sei es, daß schon früh heterogene und unter Umständen miteinander unverträgliche Strömungen nebeneinander herliefen, sei es vielleicht auch gerade der Erfolg der Motivationsforschung – es kann einem jedenfalls so vorkommen, als ob der Begriff der Motivation erst aus der Wissenschaft in die Alltagswelt eingedrungen sei, dort dann – ähnlich wie etwa das berühmte Beispiel des Begriffs der »Verdrängung« – eine Bedeutungserweiterung und Loslösung von den theoretischen und konzeptionellen Wurzeln erfahren hätte, um dann – und dies nun im Gegensatz zum Begriff der Verdrängung – solcherart erweitert zurück in die Wissenschaft importiert zu werden. Hier nun wird er (seitdem) nicht selten in ähnlich diffuser Weise verwendet, in der er uns alltagsweltlich begegnet. Ein Beispiel hierfür ist die Verwendung im Bereich der Forschungen zur moralischen Entwicklung, wo von einer »moralischen Motivation« die Rede ist, die selten mehr (bzw. etwas anderes) meint als einen Willen, eine Intention und ähnliches mehr und sich weit von den (ihrerseits bereits heterogenen) begrifflichen Wurzeln in der Motivationspsychologie entfernt hat (vgl. Billmann-Mahecha & Horster 2003).

sprechenden Belege von Skinner (1953, vgl. S. 160) oder Ferster und Perrott (1968) verzichtet wird. Stattdessen zunächst Beispiel 1: »Es scheint neben den Manifestationen im Handeln oder in verbalen Gefühlsäußerungen keine befriedigende Definition des Begriffs Emotion zu geben« (Cofer 1975, S. 87). Nun ist es ja nicht ganz so verzweifelt wenig, wie uns diese Bestimmung glauben machen mag, von einem psychischen Phänomen »nur« über seine Manifestationen im Handeln und Sprechen Zeugnis zu erhalten. (Wobei hier zudem das »introspektive« Erleben der *eigenen* Emotionen ungenannt bleibt; vgl. S. 21, Fußnote 3.) Und es wäre natürlich interessant zu erfahren, was dem Autor denn überhaupt für Alternativen zur Manifestation (psychischer Phänomene!), abgesehen vom Handeln und Sprechen, vorschweben. Beispiel 2: »In general, it appears that emotional behavior is so complexly determined that a consistent characterization is at present elusive. It would appear, then, that little is gained by retaining the concept of emotion in psychology« (Fantino 1973, S. 313). Nun mag man zwar zustimmen, daß emotionales »Verhalten« – oder Emotionen insgesamt – auf vielfältige und komplizierte Weise verursacht und bestimmt sind, und man mag darüber hinaus beklagen, daß eine konsistente und einheitliche Beschreibung und Erklärung dieser Phänomene nicht zu gewinnen ist. Daraus jedoch zu folgern, das zugrundeliegende Konzept – noch dazu wenn es sich um ein aus der Alltagswelt so bekanntes und verbreitetes wie das der Emotion handelt – aus der Psychologie zu verabschieden, kann kaum als angemessene Konsequenz gelten.

Was folgern Kleinginna und Kleinginna aus der Analyse der Fülle der von ihnen zusammengetragenen, unterschiedlichen Emotionsdefinitionen? Das Unterscheiden der Quellen in solche bis und solche seit 1970 ermöglicht ihnen zunächst einmal, nach Entwicklungslinien und -trends zu suchen: Sie konstatieren eine statistisch signifikante Zunahme der »Mehrkomponenten-Modelle« der Emotion (»multiaspect definitions«, χ^2 , .01), eine solche der Bestimmungen, die die affektive Komponente hervorheben bzw. erwähnen (χ^2 , .01) und eine ebensolche der Definitionen, die auf die kognitive Komponente rekurrieren (χ^2 , noch .10). Als Ergebnisse ihrer Arbeit nennen Kleinginna und Kleinginna an weiteren Punkten – oft in Abgrenzung zu der bereits erwähnten Arbeit von Plutchik (1980), die ihnen als Ausgangs- und Vergleichspunkt diene – die folgenden: Immerhin 19 der untersuchten Definitionen hätten sich um eine Abgrenzung zu anderen psychischen Funktionen bemüht; 24 Definitionen hätten die »disruptive« bzw. »adaptive« Wirkung von Emotionen angesprochen; 67 Definitionen hätten die affektive Komponente von Emotionen berücksichtigt, 51 die kognitive. Die Autoren schlußfolgern, daß eine formale Bestimmung der Emotionen breit genug sein sollte, all die »traditionellerweise signifikanten« Aspekte zu berücksichtigen, und eng genug, den entstehenden Begriff

von anderen in der Psychologie verwendeten abzugrenzen. Als Arbeitsdefinition schlagen sie vor: »Emotion is a complex set of interactions among subjective and objective factors, mediated by neural/hormonal systems, which can (a) give rise to affective experiences such as feelings of arousal, pleasure/displeasure; (b) generate cognitive processes such as emotionally relevant perceptual effects, appraisals, labeling processes; (c) activate widespread physiological adjustments to the arousing conditions; and (d) lead to behavior that is often, but not always, expressive, goal-directed, and adaptive« (Kleinginna & Kleinginna 1981, S. 355). Ich komme auf diesen Vorschlag bei der abschließenden Bestimmung dessen, was in der vorliegenden Arbeit als Gefühl verstanden werden soll, jedenfalls implizit zurück (vgl. Kapitel 1.4, insbes. These 7).

1.3.2 Metatheoretischer Vorschlag zur Gegenstandsbestimmung

Es gibt, wie angemerkt, noch einen anderen Weg, auf dem man sich auf die mühselige Suche nach einem (fachwissenschaftlichen) Konsens darüber machen kann, was überhaupt als »Emotion« zu gelten habe – eine Alternative zur Sammlung und inhaltsanalytischen Auswertung unterschiedlichster Emotionsdefinitionen, in der Hoffnung, daß sich aus einem solchen »bunten Haufen« ohne explizierte theoretische Reflexion und sozusagen wie von selbst eine Art »Quintessenz« ergibt. Diese Alternative besteht in der Konstruktion eines seinerseits theoretischen (oder dann eben sogar »metatheoretischen«) Modells der Emotion, welches möglichst viele (und möglichst unterschiedliche) der vorhandenen Ansätze zu integrieren vermag; ein Modell also, welches möglichst »offen« unterschiedlichste »Versatzstücke« in eine übergeordnete Struktur bringen und dabei drohende Selbstwidersprüche vermeiden kann. Als ein solches Modell läßt sich der von Scherer (1990a; vgl. auch 1981, 1984) ins Spiel gebrachte Begriff der Emotion (bzw. des Emotionsprozesses)⁷⁹ auffassen – Scherer selbst faßt ihn jedenfalls (wohl nicht zu Unrecht) so auf. Ich möchte diesen Begriff deshalb – exemplarisch für eine solche alternative Herangehensweise – referieren und kritisch diskutieren: Dabei wird zum einen die (bunte, aber nicht selten fragmentarische) Vielfalt des in der Emotionspsychologie zum Einsatz gebrachten Emotionsbegriffes nochmals deutlich und präsent, zum

79 Ich stütze mich insbesondere auf die konzise Darstellung bei Scherer (1990a), die einleitend dem Sammelband über die »Psychologie der Emotion« (Scherer 1990b) vorangestellt ist. Hier spielt ein solches metatheoretisches Modell zudem seine ganzen Vorzüge aus, indem es als Ordnungsprinzip für unterschiedlichste, nicht näher erläuterte, jedoch zumindest aufgelistete Emotionstheorien dient. (Ich komme darauf zurück.)

anderen werden Schwierigkeiten und Inkonsistenzen angesprochen und explizit gemacht, die auch Scherers »Kompromißvorschlag« belasten – beides bearbeitet den bereits gepflügten Boden mit der Egge weiter, auf dem dann (in Kapitel 1.4) ein hier und da differierender, aber mit – wie ich meine – guten Gründen zu verteidigender Vorschlag präsentiert werden soll, *was eigentlich* die Psychologie als *Gefühl* in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit rücken sollte.

Scherer unterscheidet fünf »organismische Subsysteme«, die im Falle der Emotion (also des Emotionsprozesses) synchron zusammenarbeiten (und ansonsten, also »zwischen« den Emotionsprozessen, durchaus auch nebeneinander bzw. unabhängig voneinander bestehen). Diese Subsysteme haben »jeweils eigene Funktionen für Adaptation und Verhalten des Organismus« (Scherer 1990a, S. 3). Die einzelnen Komponenten (oder Aspekte) einer Emotion definiert Scherer nun als »Zustandsformen«⁸⁰ dieser Subsysteme. Die Konkretisierung macht klarer, wovon die Rede ist (vgl. hierfür auch ebd., S. 4): So ist die *kognitive Komponente* der Emotion definiert als Zustandsform des Informationsverarbeitungssystems⁸¹ (vgl. ebd., S. 3, 5), welches die Funktion der Bewertung von (internen und externen) Reizen innehat. Die *neurophysiologische Komponente* der Emotion ist definiert als Zustandsform des Versorgungssystems, welches wiederum die Aufgabe der Systemregulation hat – also der »homöostatischen Regulation des Organismus und der Erzeugung [bzw. Bereitstellung, A. K.] der für instrumentelle Handlungen nötigen Energie« (ebd., S. 5). Eine *motivationale Komponente* der Emotion ist definiert als Zustandsform des Steuerungssystems, welches der Funktion der Handlungsplanung und -vorbereitung dient. Eine weitere, die *Ausdruckskomponente* der Emotion definiert Scherer als Zustandsform des Aktionssystems, welchem die Funktion zufällt, die Reaktionen und Intentionen des Fühlenden den anderen zu kommunizieren sowie seine willentlichen Handlungen auszuführen.⁸² Die *Gefühls-*

80 Es ist nicht ganz klar, was mit dem Begriff »Zustandsform« eigentlich gemeint sein soll, was etwa die Form eines Zustandes im Unterschied zum »bloßen« Zustand kennzeichnet.

81 Wo hier und im folgenden von System (und nicht von Subsystem) gesprochen wird, da ist dennoch im Prinzip das gleiche gemeint: das Informationsverarbeitungssystem beispielsweise ist Subsystem *während* des Emotionsprozesses und System *zwischen* den Emotionsprozessen, also dann, wenn gerade keiner vorliegt.

82 Hier wird ein weiteres Mal, wenn es um eine wie auch immer geartete »Ausdruckskomponente« des Gefühls geht, nicht unterschieden zwischen einem mimischen Gefühlsausdruck (als motorischer Folge des Gefühls) und einer willentlichen Handlung (wie der Flucht bei Angst). (Vgl. hierzu auch das oben zu Kleinginnas & Kleinginnas Kategorie »emotional/expressive behavior« Ausgeführte.)

komponente schließlich – last, not least ebenfalls Bestandteil der Emotion – ist bestimmt als Zustandsform eines Monitorsystems, welches als Kontrollsystem »den gegenwärtigen Zustand aller anderen Subsysteme reflektiert und integriert« (ebd.).

Wie angedeutet finden im Falle einer Emotion Veränderungen in den skizzierten (und ansonsten voneinander unabhängigen) Subsystemen eng koordiniert statt, »im Interesse einer Gesamtmobilisierung des Organismus, und zwar *unter Hintanstellung der Einzelfunktionen* der einzelnen Subsysteme« (S. 5, Hervorhebung A. K.). (Dies scheint mir etwas ungenau zu sein, hat doch das Informationsverarbeitungssystem auch dann, wenn es unabhängig von den anderen Systemen »arbeitet«, also wenn keine Emotion vorliegt, die »Funktion« der Reizbewertung; hat doch das Versorgungssystem nicht nur während des »Emotionsprozesses« die »Funktion«, das System zu regulieren usw. Gemeint ist wohl, daß sich diese Einzelfunktionen nun in den Dienst eines größeren Gesamtzusammenhanges »einfügen«: daß also ein [innerer oder äußerer] Reiz bewertet wird, *der* nach einer bestimmten Handlung »verlangt«, *die wiederum* geplant und vorbereitet werden muß, *was dann* bestimmte Systemregulationen oder -neuregulierungen erforderlich macht. Ein so skizzierter Zusammenhang dürfte jedoch die Regel und nicht die auf den Emotionsprozeß beschränkte Ausnahme sein.)

Bemerkenswert ist an der Schererschen Konzeption nicht nur, daß Begriffe wie Funktion oder sogar Interesse (»im Interesse einer Gesamtmobilisierung des Organismus«) auch im Zusammenhang mit (z. T. subkortikalen) »kognitiven« oder physiologischen Prozessen verwendet werden. Wie im Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion erläutert, wird damit implizit auf einen Zweck (und eine zwecksetzende Instanz) zurückgegriffen, die man im Reich der Physik, der Chemie oder der Biologie (und damit auch der Physiologie) wohl vergebens sucht – es ist eben nicht recht klar, *in wessen* Interesse eine Gesamtmobilisierung des Organismus überhaupt semantisch sinnvoll liegen kann, bzw. in welchem Sinn überhaupt von Interesse die Rede sein kann im Zusammenhang mit Vorgängen, die naturhaft so ablaufen, wie sie ablaufen, und nicht anders ablaufen können. In diesem konsequent dem Schererschen Modell hinterlegten (dabei jedoch nicht besonders markierten) »Funktionalismus«⁸³ (wenn

83 Vgl. auch den Beitrag über »Evolution und Funktion von Emotionen« (Schneider & Dittrich 1990) im angesprochenen Band; dort wird, in einem einzigen Absatz (S. 43 Mitte) klar, was alles an Unterstellungen notwendig ist, um die Rede von Funktionen (im evolutionären Kontext) aufrechtzuerhalten. Da ist von der »Förderung der umfassenden Fortpflanzungsfitness« als letztem »Ziel allen Verhaltens« die Rede, und es wird gefragt, wie »Lebewesen auch ohne Einsicht in letzte (ultimate) Handlungsziele förderliche Situationen aufsuchen

man es so nennen will – also jedenfalls der Orientierung an einer unterstellten Funktion alles dessen, was in das Modell eingeht) liegt m. E. der tiefere Grund für die etwas merkwürdige Formulierung der Funktion einer Gefühlskomponente im Emotionsprozeß verborgen. Denn während sich die »Funktionen« der anderen Komponenten recht zwanglos ergeben – mitunter, vor allem im Falle der motivationalen und der Ausdruckskomponente, enthalten sie wenig mehr als bloß eine analytische Wahrheit⁸⁴ –, ergibt sich eine solche »Funktion« für die Gefühlskomponente nicht ohne weiteres. Ein Gefühl ist vielleicht – vergleichsweise läßt sich das relativ einfach denken – zu gar nichts nütze, es durchkreuzt schließlich mitunter Pläne, die man schmiedete, ohne sein Auftauchen oder seine Wirkung angemessen in Rechnung zu stellen oder auch nur in Rechnung stellen zu können. (Es sei auch nochmals an die »disruptive« Wirkung von Gefühlen sensu Kleinginna und Kleinginna erinnert.) Daß bei Scherer die Gefühlskomponente der Emotion folglich als Monitor-Subsystem bzw. Zustandsform eines solchen Systems konzipiert ist, speist sich demnach wohl aus zwei verborgenen Quellen: zum einen aus dem impliziten Postulat, nach dem alles eine Funktion hat, zusammen mit der Tatsache, daß sich eine solche Funktion für das Gefühl nicht ohne weiteres ergibt. Zum anderen läßt sich darin ein schwacher Widerschein erblicken, eine Ahnung und (heimliche) Anerkennung der Tatsache, daß die Gefühlskomponente im Zentrum des Emotionsprozesses steht (oder doch stehen sollte – und in vielen semantischen Kontexten, *auch* emotionspsychologischer Herkunft, ja auch tatsächlich steht).

Daneben gibt es jedoch auch einige eher »interne« Schwierigkeiten des Schererschen Vorschlages, denen ich mich jetzt zuwenden will. Solche Schwierigkeiten lassen sich etwa aufzeigen, wenn man Fragen wie den

und schädigende meiden« können (dies zu bewirken wird im folgenden dann den Emotionen zugesprochen). Man mag dergleichen inhaltlich so ähnlich oder auch ganz anders sehen – aber man müßte es auf jeden Fall ganz anders sagen. Was ist das für eine »Funktion« (ohne Zweck), was ist das noch für ein »Ziel«, das Menschen angeblich verfolgen, ohne es zu wissen; ein übergeordnetes Ziel, das »im menschlichen Handeln nicht motivationswirksam« wird (Schneider & Dittrich 1990, S. 43). Warum fragen sich die Autoren keinen Moment, weshalb sie trotz allem glauben, überhaupt weiter von »Ziel« reden zu können?

- 84 Wenn eine Motivation theoretisch konzipiert ist als eine imaginäre Größe, die im Zusammenhang steht mit Verhalten oder mit Handlungen, und zwar dergestalt, daß Motivationen Verhalten oder Handlungen auslösen, steuern und antreiben, dann liegt es eben ausgesprochen nahe, die »Funktion« einer Motivation in der Handlungsvorbereitung usw. zu erblicken. Motivation und Verhalten bzw. Handeln sind semantisch aufeinander bezogen, eine »Funktion« der ersteren für letztere (metaphorisch) zu postulieren ist daher lediglich analytisch wahr (und empirisch irrelevant).

folgenden nachgeht: Wenn für einen »Emotionsprozeß« Veränderungen in allen fünf der angesprochenen Subsysteme notwendig sind, die zudem »eng koordiniert« sein müssen, also in irgendeiner Form aufeinander bezogen und voneinander abhängig, wie läßt sich dann (empirisch) entscheiden, ob es sich bei eventuell erfaßten Veränderungen in den Subsystemen um »eng koordinierte« handelt, oder ob wir, salopp gesagt, einen Fall vor uns haben, in dem jedes System gänzlich unabhängig von den anderen »vor sich hin wurschtelt«? Dieses Problem, das die Interaktion der unterschiedlichen Systeme miteinander betrifft, und das eventuell in Angriff zu nehmen wäre, indem man die Systeme wechselseitig als System und jeweilige Systemumwelten konzipiert und ihre Wechselwirkungen präzisiert, läßt sich auch nicht einfach damit lösen, daß die Systeme als Subsysteme *bezeichnet* werden – jedenfalls dann nicht, wenn diesen Subsystemen eben im Falle des Nicht-Vorliegens einer Emotion eine voneinander unabhängige (Existenz und) »Funktion« zugeschrieben wird (wie es bei Scherer der Fall ist). Und im Zusammenhang damit: Was ereignet sich im Monitor-Subsystem (das sich vor allem in der Gefühlskomponente äußert), das ja ebenfalls, so wie die anderen Subsysteme, *auch* unabhängig von diesen existieren soll, wenn gerade kein »Emotionsprozeß« vorliegt, wenn es also hinsichtlich der anderen vier Subsysteme nichts zu reflektieren und schon gar nichts zu integrieren gilt? Also auch: Wie kann das Monitor-Subsystem einerseits den anderen Systemen übergeordnet sein – und gleichzeitig ebenfalls Subsystem?

Diese und ähnliche Fragen machen deutlich, daß der Scherersche Vorschlag zur Konzeption von Emotion, der aufgrund seiner Stringenz, seiner schlichten Eleganz und seiner die theoretischen Ansätze zum Gefühl integrierenden oder doch zumindest ordnenden Kraft durchaus nicht ohne Reiz ist, leider auch nicht unerhebliche Schwierigkeiten aufweist. Ein Teil dieser Schwierigkeiten kämpft sich, wenn mir diese Metapher gestattet ist, in manchen Formulierungen oder Passagen durchaus ans Licht: etwa auf S. 13, wo von der Beobachtung die Rede ist, »daß nahezu alle Emotionszustände starke motivationale Auswirkungen haben«, und eine Fortsetzung sensu Scherer nicht lauten dürfte »manche jedoch gar keine solchen Auswirkungen« – wie wir es nach der vorbereitenden Klärung in den Kapiteln 1.1 und 1.2, besonders 1.2.4 fordern müßten –, sondern lauten müßte »wenige dagegen nur schwache« – wie formulieren muß, wer auf das Steuerungs-Subsystem nicht verzichten mag. Betrachten wir auch die folgende Passage: »So würde man z. B. Bewertungen von Reizen im Sinne ästhetischer Präferenz, die jedoch keine physiologischen oder motorischen Veränderungen hervorrufen, eher als affektive Einstellungen denn als Emotionen bezeichnen wollen [wollen würde man das vielleicht nicht, aber es würde einem, Scherers Vorschlag zugrundegelegt, eben nichts anderes

übrigbleiben; nebenbei bemerkt scheint »affektive Einstellung« für das, was man in einem solchen Fall eben nicht Emotion oder Gefühl nennen dürfte, eine unglückliche Bezeichnung, legt doch das Wort »Einstellung« eine irgendwie zeitlich einigermaßen stabile Entität nahe, A. K.J. Dies könnte beispielsweise bei »bewundern« der Fall sein. Es ist jedoch zu beachten, daß Veränderungen der Subsysteme, vor allen Dingen des Versorgungs- und des Aktions-Subsystems, sehr subtil und nicht immer ohne Hilfsmittel wahrnehmbar sein können (wie etwa leichte Spannungsänderungen in der Gesichtsmuskulatur oder Veränderungen der Hormonausschüttung). Die Forderung, daß alle Subsysteme korrespondierende Veränderung erfahren müssen, bedeutet, daß der Emotionsprozeß auch immer eine Veränderung des subjektiven Gefühlszustandes mit sich bringt. Es soll jedoch hier nicht auf die schwierige Frage eingegangen werden, ob dieser Gefühlszustand auch immer bewußt und/ oder verbalisierbar sein muß« (ebd., S. 6 f.). Hier zeichnet sich ab, wozu die (m. E. unsinnige) Forderung korrespondierender Veränderungen in allen Subsystemen führen kann (und in den Grenzfällen auch führen muß): Entweder fallen Gefühle, denen es an einer (oder mehreren) der angesprochenen Komponenten ermangelt, aus dem interessierenden Gegenstandsbereich heraus und werden zu »affektiven Einstellungen« – neben der Bewunderung läßt sich natürlich eine große Zahl weiterer Beispiele anführen, ja, die meisten Gefühle lassen sich, passende Beispiele vorausgesetzt, eben auch einmal *ohne* motorische Komponente (also ohne spezifischen Ausdruck oder spezifisches Verhalten bzw. spezifische Handlungen) oder ohne zugehörige motivationale Tendenz rekonstruieren (vgl. auch Kapitel 1.1 und 1.2) –, oder aber die Veränderungen der beteiligten Subsysteme werden so subtil und minimal gedacht, daß sie nur noch mit apparativen Hilfsmitteln (oder vielleicht auch irgendwann, wenn sie die Meßschwelle unterschreiten, gar nicht mehr) wahrnehm- bzw. meßbar sind.⁸⁵ Nur konsequent führt die Überlegung nicht (ohne weiteres) wahrnehmbarer Veränderungen in den Subsystemen zu der Frage, ob ein Gefühl auch unbewußt sein kann, also zum Problem »nicht gefühlter Gefühle«.⁸⁶

85 Mit diesem »Kunstgriff« wird zwar der Grundgedanke einer synchronen Veränderung in allen Subsystemen weitgehend immunisiert, das bereits angedeutete und zentrale Problem, wann solche Veränderungen synchronisierte oder eng koordinierte sind und wann nicht, jedoch nicht einmal berührt.

86 Ein weiteres Bestimmungsstück der Schererschen Konzeption von Gefühl kam in unserer Diskussion bislang nur implizit vor. Es spielt für meine Zwecke eine vergleichsweise geringe Rolle, sei jedoch der Vollständigkeit halber ebenfalls angeführt: Die Rede von *Veränderungen* der Subsysteme impliziert, daß es einen *Auslöser* für solche Veränderungen gibt. »Es wird vorgeschlagen, den Begriff Emotion nur auf solche Zustandsveränderungen anzuwenden, die durch diskrete Ereignisse oder Reize ausgelöst werden. Diese Reize können

Es könnte nun geradezu so scheinen, als bliebe – bei aller berechtigten Kritik – kein gutes Haar an Scherers Vorstellungen zum Gefühl; dem ist jedoch keinesfalls so – ich komme gleich darauf zurück. Zuvor drängt sich hier ein kurzer Exkurs auf, der farbig illustriert, auf *wie* unterschiedliche Weise Begriffe wie »Emotion« oder »Motivation« verwendet werden. Gegen eine solche unterschiedliche Verwendung ist zunächst einmal natürlich nichts einzuwenden – nur muß man sich im klaren über sie sein, wenn man miteinander redet.

Exkurs über Emotion und Motivation bei Emotions- und bei Motivationstheoretikern

Das gesamte erste Kapitel der vorliegenden Arbeit ist nicht mehr (aber auch nicht weniger) als der Versuch, einen angemessenen (und fruchtbaren) Begriff der Emotion zu rekonstruieren – daß dieser Begriff demnach kein allzu simpler zu sein scheint, liegt auf der Hand. Daß es sich mit dem Begriff der Motivation nicht gänzlich anders verhält, konnte vielleicht im Kapitel 1.2.4 immerhin angedeutet werden. Nicht zuletzt die Komplexität

tatsächlich aufgetreten sein oder nur in der Vorstellung eines Menschen existieren (mit anderen Worten: allein die mentale Repräsentation eines für die Zukunft erwarteten Ereignisses [oder eines erinnerten Ereignisses, A. K.] kann eine Emotion auslösen). Diese Einschränkung eliminiert länger andauernde Veränderungen des externen oder internen Milieus. So sind die »Stimmungen« als mittel- oder langfristige Veränderungen einzelner Subsystemzustände von den Emotionen abzugrenzen, da sie hier nur selten durch spezifische Reize unmittelbar ausgelöst werden, sondern sich eher unspezifisch über einen längeren Zeitraum hinweg ausbilden. Auch stabile emotionale getönte Einstellungen gegenüber Objekten und Personen, wie etwa Vorlieben oder Abneigungen, fallen nicht unter die hier vorgeschlagene Definition« (Scherer 1990a, S. 6). Zwar ist die Abgrenzung von den Stimmungen durchaus nachvollziehbar – und eine Bindung an tatsächliche Ereignisse oder Reize sicherlich zu eng. Ganz generell mentale Repräsentationen (nicht näher bestimmter Art) als Auslöser eines Emotionsprozesses zuzulassen, öffnet das Feld nun andererseits ausgesprochen weit. So ist dann in der Folge nicht mehr recht einzusehen, warum nicht auch »stabile emotional getönte Einstellungen« als Emotion zugelassen werden – insbesondere dann, wenn man sich vor Augen hält, daß solche Einstellungen ja ebenfalls nicht gleichförmig über die Zeit hinweg bestehen, sondern ihrerseits in bestimmten Situationen (durch bestimmte Reize!) gleichsam aktualisiert werden und ins Bewußtsein rücken können. Vielleicht kommt man in der Frage der Konzeptualisierung des Gefühls insgesamt eher weiter, wenn man seine »Auslösung« durch (faktische oder imaginierte) Reize oder Ereignisse hintanstellt, und Gefühle stattdessen (auch) über ihren Objektbezug (vgl. Kapitel 1.1.5) konzipiert. (Dabei zeigt sich dann, daß dieses Objekt eines Gefühls nicht selten – obgleich keinesfalls immer – mit einem solchen »Auslöser« identisch ist.)

und Vielfalt beider Begriffe ermöglicht im Einzelfall recht unterschiedliche Konkretisierungen. Beide Begriffe werden darüber hinaus umgangssprachlich – und es lohnt durchaus, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern – anders verwendet, als es in (auch unterschiedlichen) wissenschaftlichen Diskussionskontexten der Fall ist: der eine als ein Fühlen, als ein (etwas tun) Wollen (und Können) der andere.⁸⁷ In diesen vagen, aber umfassenden alltagssprachlichen Verwendungen scheint die Komplexität der Begriffe umschlossen, wenn auch nicht entfaltet.

Betrachten wir nun den Begriff der Motivation in Scherers Konzept näher, dann ist er – zunächst einmal – offen für weitere Präzisierungen. Wie das Steuerungs-Subsystem zur Planung von instrumentellen Handlungen im einzelnen beschaffen ist, ist nicht näher spezifiziert; eine Leerstelle, die von der Motivationspsychologie durchaus nach eigenem Gusto zu schließen wäre. Insbesondere »zwischen den Emotionsprozessen«, wenn sämtliche Subsysteme unabhängig voneinander »funktionieren«, läßt sich die »motivationale Komponente« ohne irgendwelche Rücksichten auf Emotionstheoretiker konzipieren. Scherers Begriff der Emotion integriert nun wie gezeigt dieses und vier andere Subsysteme (oder bemüht sich zumindest um eine Integration). Die Emotion wird damit zum hierarchisch übergeordneten Begriff (fast selbst zu einem Metabegriff), in den die Motivation als Baustein oder Element (nebst anderen Elementen) eingeht.

87 Beide gehören zudem zu der dem Anschein nach eher kleinen Gruppe der Wörter, die direkt aus der wissenschaftlichen Sprachpraxis in das alltägliche Sprechen »wandern« – häufiger noch bedient sich umgekehrt die Wissenschaft selbst ja zunächst alltäglicher Wörter, denen sie dann einen veränderten Begriff (also Vorstellungsinhalt) gleichsam aufträgt. (Vgl. zum Verhältnis von Alltags- zu Wissenschaftssprache im Kontext der Motivationspsychologie etwa Keller 1981, S. 15, der Bedeutungsdivergenzen zwar klar sieht, aber bezüglich der Möglichkeit, alltägliche Begriffe neu zu bestimmen und dann ungefährdet mit ihnen zu hantieren, deutlich optimistischer scheint, als es der Verfasser ist.) Nicht immer kann sich bekanntlich der neue Begriff gegen den alten, mit demselben Wort bezeichneten durchsetzen – es bestehen dann unterschiedliche Begriffe in Alltag und Wissenschaft nebeneinander her. Daß sich Alltagssprache und -denken nicht nur ggf. Wörter »zurückholen«, die eine kleine Gruppe von Menschen sozusagen entführt hat, um den zugehörigen Begriff zu modifizieren (und bei diesem »Zurückholen« den zugehörigen Begriff, an dem »herummanipuliert« worden ist, ganz einfach vollständig oder teilweise wieder abstreifen), daß Alltagssprache und -denken sich obendrein solche Wörter »aneignen«, deren Begriff in Konkurrenz zum Begriff anderer Wörter tritt, die in der Alltagssprache bereits ihren festen Platz innehaben, und diese »gekaperten« Wörter dann (nicht selten mit größerem Erfolg als im umgekehrten Falle) ihrerseits mit einem Begriff ausstatten, der wenig von dem Begriff abweicht, den die bereits vorher üblichen alltagssprachlichen Wörter bezeichneten – das hat schon etwas ungemein Tröstliches. (Sollte man doch nie vergessen, wer wen nötiger hat: der Alltag eine Sozialwissenschaft, oder die Sozialwissenschaft einen Gegenstand.)

Nun gibt es, wie sich denken läßt, nicht nur emotionstheoretische Überlegungen zur Motivation, sondern auch motivationstheoretische zur Emotion.⁸⁸ Betrachten wir exemplarisch Heckhausens Vorschläge: Auf seine vielfältigen und weitverbreiteten Beiträge zur Psychologie der Motivation, etwa zur Leistungsmotivation oder als »Rubikonmodell des Handelns«, soll hier nicht eingegangen werden (vgl. hierzu Heckhausen 1989, Rheinberg 1995 und die dort genannte weiterführende Literatur). Auch beim Motivationstheoretiker Heckhausen taucht nun die Emotion auf: als rudimentäres Motivationssystem (vgl. Heckhausen 1989, S. 71 ff.). So wie Motiv, Motivation, Merkmale der Situation, mehr oder minder komplexe und mehr oder minder bewußte »kognitive« Operationen usw. schließlich zu einer gesteuerten Handlung führen, so können auch Emotionen Handlungen veranlassen, nur eben etwas schlichter (und etwas schneller): Die Wahrnehmung bestimmter Situationsmerkmale führt zu einer Emotion, diese (die berühmte Angst vor dem Bären) relativ unvermittelt zu einer Handlung bzw. einem Verhalten – ohne ein Motiv (oder ein Analogon), weitgehend ohne kognitive Operationen usw.; wenn man so will eben evolutionär auf einer etwas tieferen (oder früheren) Ebene und demnach etwas rigider »verdrahtet«. Emotion ist demzufolge Motivation ohne Nachdenken, ohne Kopf – fast ein Atavismus.⁸⁹

Es mag nicht weiter verwunderlich sein, daß für Emotions- wie Motivationstheoretiker das jeweils »Fremde« – also Motivation nicht anders als Emotion – bereits aus grundlegend unterschiedlicher Perspektive in den Blick gerät; daß also für den Emotionstheoretiker die Motivation ein Bau- oder Bestandteil der Emotion wird, während für den Motivationstheoretiker

88 Und es gibt eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, in deren Titeln die beiden Begriffe gemeinsam auftauchen – was ja auch kein Wunder ist, bei den engen und vielfältigen, aber mitunter auch verworrenen Beziehungen und Berührungspunkten zwischen beiden (vgl. Kapitel 1.2.4).

89 Heckhausens (1989) unter Bezug vor allem auf Tomkins (vgl. 1970) verbreitete Sicht mag im einzelnen differenzierter sein (insbesondere, wenn er die resultierende, also »emotional ›motiviert‹« Ereigniskette mit einem frühen Emotionsmodell von Scherer [1981, vor allem S. 309 ff.] in Verbindung bringt) – im Grundsatz ist sie hier jedoch authentisch wiedergegeben und nicht etwa karikiert. Nicht uninteressant ist zudem, daß wir uns als Voraussetzung für eine solche Sicht der Dinge, wie Heckhausen ganz richtig vermerkt, »zunächst von der Alltagssprachlichen Reduktion von Emotion auf das Erleben eines Gefühls frei machen« müssen (Heckhausen 1989, S. 72). (Es ist inzwischen hinreichend deutlich geworden, daß ich gerade spiegelbildlich dafür plädiere, den wissenschaftlichen Emotionsbegriff am alltagsweltlichen auszurichten und zu überprüfen. Schließlich will die Wissenschaft etwas über Gefühle aussagen und nicht über Artefakte. Emotion wurde wohl weniger von der Alltagssprache »auf das Erleben reduziert«, als vielmehr von der Wissenschaftssprache um das Erleben bereinigt – und damit bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.)

die Emotion als rudimentäre Motivation auftritt. Und es mag sogar für jeweils beide Alternativen (also für Emotion, wie sie der Emotionstheoretiker konzipiert, und Emotion, wie sie der Motivationstheoretiker sieht; analog natürlich für Motivation) gute Gründe und starke Argumente geben, über die man in eine Diskussion treten könnte. Mir liegt hier jedoch daran, auf das enorme Risiko von Mißverständnissen aufmerksam zu machen, welches ein in solchem Maße heterogener Begriffsgebrauch mit sich bringt. Es bedarf bei derart unterschiedlichen Ausgangspunkten und Perspektiven vorab dermaßen umfangreicher Übersetzungs- und Transformationsleistungen, um überhaupt in einen Dialog treten zu können, daß wohl nicht leicht zu beruhigen ist, wer befürchtet, daß diese nicht immer erbracht werden.

Exkurs Ende

Nach den bisherigen Bemerkungen könnte es also u. U. so erscheinen, als sei es kaum der Mühe wert, sich mit Scherers (in gewisser, sogleich erläuteter Weise eben doch metatheoretischem) Konzept des Gefühls auseinanderzusetzen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall: In unseren Bemühungen, den Begriff der Emotion (des Gefühls), so wie er in der Emotionspsychologie Verwendung findet, zu rekonstruieren, bietet Scherer, neben dem »phänomenologisch-deskriptiven« – die »Phänomene« sind hier wissenschaftliche Emotionstheorien – Vorgehen von Kleinginna und Kleinginna (1981), eine unverzichtbare, theoretisch-integrative Perspektive. Sämtliche Komponenten eines Emotionsprozesses bei Scherer tauchen auch in Kleinginnas und Kleinginnas Liste der Aspekte auf, die sie in unterschiedlichsten Emotionsdefinitionen gefunden und zusammengetragen haben. Allerdings ist bei Scherer, was bei Kleinginna und Kleinginna als Partikel und Fragmente verschiedenster Bestimmungsversuche zusammengesammelt ist, in einen sinnhaften Gesamtzusammenhang gebracht. Auch wenn dieser Gesamtzusammenhang nicht frei von Inkonsistenzen und Schwierigkeiten ist, so ist allein seine Aufstellung doch eindeutig ein Fortschritt gegenüber dem eher archivarischem Vorgehen Kleinginnas und Kleinginnas. Seine ganzen Vorzüge spielt Scherers Konzeption jedoch, wie mir scheint, weniger im Umgang mit Gefühlen als vielmehr im Umgang mit Emotionstheorien aus. Das Postulat unterschiedlicher Komponenten, die im Emotionsprozeß synchronisiert zusammenarbeiten, gestattet es zwanglos (und recht überzeugend), sämtliche Emotionstheorien (bis auf einige wenige Problemkandidaten, deren Charakteristika entweder »quer« zu der vorgestellten Systematisierung liegen oder die ihrerseits mehr als

eine Komponente schwerpunktartig »bearbeitet« haben)⁹⁰ in eine Ordnung zu bringen. Dies wird von Scherer (1990a) auch unternommen: und zwar natürlich dergestalt, daß die Theorien nach jeweils der Komponente gruppiert werden, die sie vorrangig (oder ausschließlich) behandeln. Das Resultat ist ein (mit Literaturliste) knapp 40-seitiger Text, der in mancherlei Hinsicht wesentlich angemessener in das Feld psychologischer Emotionstheorien einführt als etliche Publikationen, die Wörter wie »Einführung« und »Emotion« im Titel führen (vgl. etwa Hülshoff 1999; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1993; Meyer, Schützwohl & Reisenzein 1997; Schmidt-Atzert 1996; Ulich 1995; Ulich & Mayring 1992). Zwar werden die unterschiedlichen Theorien bei Scherer nur genannt und nicht erläutert – weswegen der Laie wohl doch auf die genannten Einführungen u. a. wird zurückgreifen müssen –, doch finden sie sich nicht nur überzeugender geordnet, sondern vor allem vollständiger als in all den anderen angeführten Werken.⁹¹ »Metatheoretisch« ist der Vorschlag Scherers also nicht zuletzt deshalb, weil er seine Vorzüge insbesondere im Zugriff auf Emotionstheorien entfalten kann – nicht ganz so überzeugend allerdings im Zugriff auf Emotionen.

Uns jedenfalls versetzt Scherers Konzeption in die Lage, unsere Bemühungen um eine Rekonstruktion des (emotionspsychologischen) Emotionsbegriffes zu einem (vorläufigen) Ende zu führen: nach eigenen, »unvoreingenommenen« Überlegungen in den Kapiteln 1.1 und 1.2 zum Begriff des Gefühls, nach einer »Gegenprobe« vor dem Hintergrund dessen, was als »emotionspsychologischer« Begriff des Gefühls rekonstruiert wurde (Kapitel 1.3), »wissen wir nun genug«, um (in Kapitel 1.4) einen eigenen, in manchen Aspekten übereinstimmenden, in anderen Aspekten begründet

90 So läßt sich etwa die »kognitiv-physiologische« Emotionstheorie von Schachter und Singer (1962) bzw. Schachter (1964) eben nicht besser als »kognitive« denn als »(neuro-)physiologische« (oder umgekehrt) einordnen. Und die »Theorie« (falls das nicht schon zuviel gesagt ist), die sich aus Watsons und Rayners Versuchsbeschreibung (1920) sowie Watson (1919; 1924, S. 214 ff.; 1968, S. 154 ff.) entnehmen läßt, zeichnet sich halt weniger durch einen schwerpunktmäßig behandelten und in den Mittelpunkt gestellten Aspekt aus, als vielmehr durch Art und Programmatik ihres Zugriffs (was im übrigen auch für psychoanalytische Auffassungen vom Gefühl gilt; vgl. Scherer 1990a, S. 15 f.).

91 Nur ein Beispiel hierfür: Unter den angesprochenen Werken findet sich allein bei Scherer ein Hinweis auf Simonov (vgl. z. B. Simonov 1982, 1986), einen Psychologen, der gewöhnlich der sowjetischen Tätigkeitstheorie zugeschlagen wird, und der eine eigene, bislang kaum rezipierte Emotionstheorie formuliert hat, die – obwohl m. E. ebenfalls eher abwegig – nicht ohne intellektuellen Reiz ist. Allein diese Fülle an Literaturhinweisen macht Scherer (1990a) unbedingt lesenswert für jeden, der sich für (psychologische) Emotionstheorien interessiert: Sie breitet die Landschaft vor einem aus.

differierenden Begriff dessen vorzuschlagen, was unter Gefühl verstanden werden soll.